

Kleine Fischer in Deutschland unerwünscht?


**fair-
fish**
info 27
Mai 2009

Subventionierter
Euro-Kutter mit
Grundschieppnetz

Auf der Suche nach fair-fish-tauglichen Fischereien in Europa besuchten wir im März den Fischereischutzverband Schleswig-Holstein und begleiteten dessen Ersten Vorsitzenden Wolfgang Albrecht beim Fang auf der Ostsee.

Die Fischerei in Schleswig-Holstein zählt etwa 400 Nebenerwerbsbetriebe, 50 kleine freie Vollerwerbsbetriebe (meist Einmannkutter) sowie 300 kleine Vollerwerbsbetriebe und 60 Schleppnetz-Kutter an der

Zerstörerische Fangmethoden

Die kleinen Ostsee-Berufsfischer arbeiten ähnlich wie ihre Kollegen auf Seen mit Stellnetzen, das sind meist über Nacht ausgelegte Netze aus feinstem Garn, in denen sich die Fische verfangen. Daneben wurden einst auch Langleinen zum Fang auf Dorsche und Aale eingesetzt; heute lohnt sich das angesichts reduzierter Bestände nicht mehr.

Grundschieppnetze wurden früher in der Ostsee nur auf ebenem Boden eingesetzt. Später wurden sie mit Rollen versehen, welche auch unebene felsige Böden überwinden. Sie pflügen den Meeresboden um, und das schwere Rollgeschirr macht alles platt, auch die am Grund ausgelegten Stellnetze.

Ostsee. Die letzten beiden Gruppen sind in in genossenschaftlichen Erzeugerorganisationen (EO) zusammengefasst, während sich im Fischereischutzverband Schleswig-Holstein die freien Vollerwerbsfischer und knapp die Hälfte der Nebenerwerbler organisieren.

Staatlich geförderter Zwang

Die Vollerwerbsfischer wurden, sagt Albrecht, praktisch zum Anschluss gezwungen, weil nur EO-Mitglieder staatliche Förderung kriegen. Eine weitere «Disziplinierung» besteht darin, dass nur geprüfte Fischwirte Zugang zur gewerblichen Fischerei haben. Dieses neue Modell testete der Bund nach der Wende in Mecklenburg-Vorpommern. Im ehemals ostdeutschen Bundesland stiess das nicht auf Widerstand; dort hatte es ja keine freien Berufsfischer gegeben. Zwei Jahre später wurde die Fischwirteprüfung auch im neuen Fischereigesetz Schleswig-Holsteins Pflicht, gegen den erbitterten Widerstand der freien Fischer. Das war das Ende eines Prozesses zur Verdrängung der freien Fischerei, nachdem ein Verbot der freien Fischerei in den 70er Jahren gerichtlich gescheitert war. Das nie offen erklärte Ziel des neuen Fischereigesetzes war es laut Albrecht, die freien gewerblichen → **Seite 2**

Ende einer Fischfabrik

Dieser Fall hielt die Schweiz un-
länglichst in Atem: Ein steuerflüchtiger deutscher Industrieller baut in der Ostschweiz die «grösste Indoor-Fischzucht Europas» (Eigenwerbung). Er betäubt und tötet aber die Fische nicht so, wie es die Schweizer Tierschutzverordnung vorschreibt, sondern auf sehr eigene Art: Er kühlt sie auf zehn Grad, dann schleudert er sie in einer Zentrifuge, bis sie nach zwanzig Minuten endlich tot sind. Er schlägt alle Warnungen der Behörden in den Wind. Als fair-fish ein Betriebsverbot fordert und gleichzeitig eine konkrete Lösung vorschlägt, rastet der Industrielle aus und macht seine Fabrik dicht.

Worum ging es da eigentlich? Um die Hirnrisse eines alternden Neureichen? Um Tötungstechniken? Oder auch darum, was mensch mit Fischen eigentlich tun darf?

→ **Seite 4**

Jahresbericht fair-fish 2008

Die Mitgliederversammlung des Vereins fair-fish hat den Jahresbericht und die Jahresrechnung 2008 mit einer Restverschuldung von CHF 8 300 genehmigt, den Vorstand im Amt bestätigt und Oliver Seeger neu als Präsident gewählt.

Berichte und Protokoll:
fair-fish.ch/was-wer-wo/was/index1.html



Netz voraus in Sicht!

(Forts. von Seite 1)

Fischer vom Markt zu drängen. Doch die kehrten den Spiess um und organisierten mit Unterstützung der Landwirtschaftskammer die Ausbildung zum Fischwirt in eigener Regie.

Einseitige Abhängigkeit

In eine EO-Genossenschaft wollten die meisten Freien auf keinen Fall. Allerdings sind die EO bis heute gar nicht bereit, solche Betriebe aufzunehmen; Aufnahmeanträge wurden stets abgelehnt. Ein Genossenschaftsfischer erhält etwa 7000 Euro Subvention pro Jahr; andererseits muss er den Fang «seiner» EO verkaufen, zum Preis, den deren Geschäftsführer täglich nach Angebot festsetzt. Ein freier Vollerwerbler mit Selbstvermarktung dagegen erzielt im Durchschnitt 70 bis 100 Prozent höhere Preise.

Benachteiligt sind die kleinen EO-Genossen zudem, weil für alle angelandeten Fische der gleiche Preis bezahlt wird, trotz erheblicher Qualitätsunterschiede zwischen frischem Tagesfang und den Fängen der Euro-Kutter, die bis zu einer Woche unterwegs sind. Die schweren Euro-Kutter, eigentlich zur «Entlastung» der Ostsee gedacht und staatlich gefördert, fischen auch bei Wetterlagen, bei denen kein anderer Fischer auslaufen kann. Dadurch belasten sie die Fanggründe zusätzlich, zum Nachteil der ortsgebundenen Kleinbetriebe.

Wann faire Fische aus Senegal?

Diese Frage wird uns oft gestellt. Wir arbeiten dran und dürfen Ihnen verraten: in der Schweiz bald! Aber sagen Sie's nicht weiter, sonst kriegen wir so viele Bestellungen, dass Sie bei der Verlosung leer ausgehen...

Im Ernst: Senden Sie eine EMail an info@fair-fish.ch – wir informieren Sie, wenn's losgeht!

Aus Albrechts Sicht entstanden durch die EO mafiaähnliche, jedenfalls marktbeherrschende Strukturen, die nach Belieben schalten und walten können, nicht immer zum Vorteil aller ihrer Mitglieder. Wegen der Abhängigkeit und fehlender Konkurrenz können die Genossen nicht immer den möglichen Preis aushandeln. Der volle Preis kommt auch deswegen nicht beim Fischer an, weil die Abrechnungsverfahren nicht transparent sind. Die in der Regel niedrigen Erzeugerpreise stehen einem teuren Einkauf von Verbrauchsmaterial und Betriebsmitteln bei der EO auf Kredit gegenüber. Die meisten Genossen sind durch ihre Verschuldung finanziell derart abhängig, dass sie ihre EO nicht kritisieren, geschweige denn aus ihr austreten können.



Lösen eines Dorschs aus dem Netz.

Ein einziger Käufer diktiert

Anders als etwa an Frankreichs Atlantikküste, wo die Fischer ihren Fang an lokalen Fischbörsen zum Höchstgebot verkaufen, ist für die deutschen Genossenschaftsfischer die EO der einzige Käufer, und deren Geschäftsführer kann den Preis «frei» festsetzen, möglicherweise zum Vorteil der grossen Kutter.

Einst hatten die Fischer an der Fischbörse in Kiel für gute Ware gute Preise erzielt, doch nach jahrelangen Defiziten stellte die Stadt ihre Stützungsbeiträge im Jahr 2000 ein, worauf die Börse schloss. Lokale Märkte stehen den freien Fischern nur sehr beschränkt zur Verfügung, da dieses Kundensegment bereits durch die EO abgedeckt wird. So helfen sich die selbstvermarktenden Fischer mit der Lebendhaltung der gefangenen Fische im Fischkasten an Bord, wodurch sie ein paar Tage Spielraum gewinnen, falls die Nachfrage am Fangtag keinen guten Preis ergibt.

Verwirrende Fangquoten

Jeder EO wird von der Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung (BLE) eine Gemeinschaftsquote zugeteilt, zum Beispiel 800 Tonnen Dorsch pro Jahr, welche sie frei unter ihre Genossen aufteilen kann. Kleine Genossen sind da rasch mal benachteiligt, denn haben die Grossen mit ihren Schleppnetzen die Quote vorzeitig ausgeschöpft, ist die Fischerei für das laufende Jahr für alle zuende.

Albrecht berichtet vom Fall einer EO, die zunächst in Absprache mit der BLE nur einen Teil ihrer Kutter auf ihre Ostseedorschquote fischen liess, dann aber einige Kutter ganz stilllegte, ohne deren Quotenanteile an die BLE zurückzugeben, wie es das Seefischereigesetz verlangt. Dadurch wurden Quoten der Neuverteilung entzogen, zum Nachteil aller Fischer.

Die freien Fischer erhalten Einzelquoten. Der Vorteil: Jeder Fischer kann sich die Fangmenge über das ganze Jahr selber einteilen. Die Zuteilung der Quoten auf die einzelnen Kutter ist für Albrecht aber alles andere als transparent; sie fällt von Kutter zu Kutter sehr unterschiedlich aus. Kleinere Quoten als Maulkorb für aufmüpfige Fischer?

Dorsch schwer überfischt

Die letzten guten Fänge von Dorsch, wie der Kabeljau an der Ostsee heisst, datieren von 1985. Danach nahmen die Bestände rasch ab. Mitte der 90er Jahre schaltete sich die EU ein und ver-



Bootskasten: Lebende Fische als Vorrat.

ordnete ein Programm zur «Reduktion des Fischereiaufwands». Ein Fischer, der seinen alten Kutter verschrottete und die Fischerei aufgab, erhielt eine Prämie von 15 000 Euro (sie ist inzwischen bis auf Null gesenkt worden). Keine Prämie erhielten Fischer, welche ihren Kutter verschrotteten, die Fanglizenz aber weitergaben, sei es 1:1.0 an einen andern Stellnetzfisher oder 1:0.9 an einen Schleppnetzkutter. So

konnte es geschehen, dass man zwei Kutter mit je 100 PS stilllegte und gleichzeitig einen modernen Kutter mit 300 PS in Betrieb nahm, dessen Baukosten damals (heute nicht mehr) zu mindestens einem Drittel subventioniert wurden.

Aufrüstungsstricks mit Motoren

300 PS sind die offiziell zugelassene maximale Motorleistung. In der Praxis, bedingt durch die Bauweise, lassen sich moderne 300-PS-Motoren so tunen, dass sie 400, 500, 800 PS hergeben. So können sie noch grössere Grundschieppnetze ziehen, was den Druck auf die Fischbestände erheblich erhöht – entgegen dem Ziel der EU-Fischereipolitik, die den Fangaufwand ja gerade senken soll. Gleichzeitig nimmt auch der Beifang zu, der Fang jener Fische, die gleich wieder ins Meer «entsorgt» werden, weil sie untermässig sind, also kleiner als das vorgeschriebene Mindestmass, oder weil sie von einer Art stammen, deren Quote bereits erschöpft ist oder die sich nicht vermarkten lässt. Aber schon ohne unzulässig hohe Motorleistung fällt Beifang von bis zu 50 Prozent untermässiger Dorsche an, «weil man es seit fast zehn Jahren nicht geschafft hat, die Maschenweite der Grundschieppnetze an das Mindestmass für Dorsche anzupassen», so Albrecht.

Für allfällige Kontrollen speichert der Laptop an Bord zwei Tuning-Programme: ein offizielles und ein anderes. Die Behörden, ärgert sich Albrecht, behaupten immer wieder, dieses Tuning lasse sich eben nicht kontrollieren. Er fordert, die Kontrolle müsse bei der Energiebilanz ansetzen.

Fischer kriegen den Diesel steuerfrei, für etwa ein Drittel des üblichen Preises. Bei schlechten Fängen, die selbst diese Kosten nicht decken, kriegen sie obendrein eine Entschädigung.

Für Fischer wie Albrecht hat der Trend zu stärkeren Motoren übrigens die perverse Folge, dass beim Ersatz des alten Motors ein zu starker gekauft werden muss, da schwächere Motoren nicht mehr im Angebot sind. «Dabei brauch ich zum Setzen und Einholen der Stellnetze doch gar nicht viele PS».

Verkehrte Dorsch-Politik

Parallel zum wirkungslosen «Reduktions»-Programm wurde eine «Entlastung der Ostsee» lanciert. Die besteht



Wolfgang Albrecht setzt ein Netz.

darin, dass Schiffe mit Baumkurren (Grundschieppnetze mit besonders schwerem Gerät) auch in der Nordsee fischen dürfen! «Aber die sind ja trotzdem auch noch an der Ostsee», stellt Albrecht trocken fest.

Das grosse Projekt der Landesregierung von Mecklenburg-Vorpommern, Jungdorsche zu erbrüten und in die Ostsee auszusetzen, macht nach Albrecht erst Sinn, wenn die Jungfische nicht gleich wieder von Grundschieppnetzen weggefangen werden.

Forderungen an Bund und EU

Der erste Vorsitzende des Fischereischutzverbandes Schleswig-Holstein fordert drei einfache Massnahmen, und fair-fish unterstützt ihn darin:

- Die Maschenweiten sind so anzusetzen, dass nur ausgewachsene Fische gefangen werden, die sich bereits vermehren konnten.
- Alle gefangenen Fische müssen an Land gebracht werden, das Wegwerfen von Fischen ist zu verbieten. Das lässt sich, so Albrecht, leicht kontrollieren: Folgt einem Kutter ein Mövenschwarm, wirft er Fische weg.
- Der Bezug von steuerfreiem Diesel ist auf jene Menge zu begrenzen, die für die offiziell zugelassene Motorenstärke zum Betrieb während der ausgewiesenen Fangtage erforderlich ist.

Gegen Bürokraten und Industrielle

Auf diese Weise und ohne grosse Bürokratie wären dann all jene Kutter wirtschaftlich nicht mehr lebensfähig, deren Energieaufwand im Verhältnis zum erzielbaren Fangtrag zu hoch ist. Dadurch würden sich die Dorschbestände endlich erholen.

Dass Bund und EU lieber auf komplizierte Vorschriften setzen, die das Gegenteil des angeblich guten Ziels bewirken, liegt erstens wohl daran, dass jede Bürokratie stets Gründe für die

Hilfe durch ein Label?

Die freien Fischer an der Ostsee verkaufen ihren Fang an eine treue lokale Kundschaft, im Sommer auch an Touristen. Unter dem Druck der negativen Botschaften von WWF und Greenpeace sehen sie sich aber zusehends mit kritischen Fragen bezüglich Dorsch konfrontiert. Sie fühlen sich zu unrecht in einen Topf mit den Grundschieppnetzfishern geworfen, welche die Misere verursacht haben. Würden alle nur mit Stellnetzen arbeiten wie sie, wären die Dorschbestände gar nie eingebrochen.

Könnte ein Label helfen? Einige Fischer sind skeptisch, andere finden: «Würde eine unabhängige Organisation bescheinigen, dass unsere Art zu fischen nachhaltig ist, wäre das schon eine Hilfe.» Eine Zertifizierung nach fair-fish-Richtlinien wird freilich nicht möglich sein. Zwar werden auf den kleinen Kuttern die Fische betäubt und getötet, aber die Gefangenschaft der Fische dauert zu lange. Das MSC-Label kommt für die Fischer selber nicht in Frage, weil es auch für Grundschieppnetzfishereien vergeben wird, und «damit wollen wir nichts zu tun haben.» Geprüft werden soll hingegen eine Zertifizierung für das Label des fair-fish-Partners Friend of the Sea.

eigene Existenz produziert – und zweitens am Lobbying von Fischindustriellen, die so lang als möglich profitieren wollen, bis zum letzten Fisch...

Heinzpeter Studer (Text, Fotos) und Oliver Seeger (Fotos)



Steuer festgelegt – filettiert wird schon auf der Rückfahrt zum Hafen.

Chronik einer irren Fischzucht

1991 entwickelt der saarländische Fischerei-Ingenieur Jürgen Hautz eine Indoor-Kreislaufzucht mit Afrikanischem Wels unter dem Namen «Melander».

2000 will der saarländische Reinigungsindustrielle Hans Raab Hautz' System gross rausbringen. Er will es exklusiv für sich und beauftragt Hautz, eine grosse Anlage zu bauen.

2003 möchten die Steuerbehörden 20 Millionen von Raab; dieser verschwindet nach Liechtenstein. Heimlich lässt er die Marke «Melander» auf seine Frau eintragen und Hautz gerichtlich die Nutzung des Namens «Melander» verbieten. Er ködert Hautz aber mit einem Grossprojekt im Kanton St. Gallen, lässt ihn für sich arbeiten und sich von ihm alle Pläne geben, auf die er dann ein deutsches Patent anmeldet. Hautz hat damit alles verloren; auf Rechnungen reagiert Raab schon gar nicht.

2006 beginnt Raab mit dem Bau. Der St. Galler Kantonstierarzt Raab macht ihn erstmals auf die Schweizer Tierschutzbestimmungen aufmerksam.

2008 eröffnet Raab die «Melander»-Fabrik mit Pomp. fair-fish macht die Behörden auf zahlreiche Fragen betreffend Zucht und Haltung der Fische aufmerksam. Dem Kantonstierarzt sind die Hände gebunden, solange der Bund keine Fischzucht-Verordnung erlässt.

2009 erscheint am 26. März im «Tages-Anzeiger» ein Artikel über Raabs Tötungsmethoden. fair-fish fordert ein Betriebsverbot, bis die Fische tierschutzkonform betäubt und getötet werden, und macht gleichzeitig einen konkreten Vorschlag zur Lösung dieses Problems. Hautz schreibt fair-fish, nach seinem System müssten die Fische vor dem Schleudern getötet werden. Raab droht, die Fabrik einfach zu schliessen und 500 000 Fische dem Kanton zu überlassen. Angelehnt an den fair-fish-Vorschlag setzt der Kanton Raab eine Frist: ab 15. Mai muss er die Fische betäuben und töten. Brancheninsider melden fair-fish, Raab höre wohl eher wegen Absatzproblemen auf. Dieser aber beschimpft Tierschützer, Gesetze und Behörden der Schweizer «Machtdemokratie» als «kriminell» und stellt der Kantonsregierung ein Ultimatum. Schliesslich nutzt er die gesetzte Frist zur Schlachtung der Fische, die er «zur Strafe» nur im Ausland verkauft. Er fordert 300 Millionen Schadenersatz und schliesst die Fabrik Mitte Mai.

*Hintergrund zur «Melander»-Story:
fair-fish.ch/wissen/zucht/melander.html
Dort finden Sie auch die **Petition** ans
Bundesamt für Veterinärwesen.*

Was nach «Melander» kommt

Die Wogen um das Zutodeschleudern von Fischen in der Ostschweizer Fischfabrik «Melander» und um deren eher ungeheuerlichen Besitzer sind verebbt. Doch viele Fragen um Fischzuchten bleiben ungelöst. Das Grundproblem: Wir wollen mehr Fisch essen, als es gibt.

Da investiert einer 30 Millionen in eine Fischfabrik und wirft dann alles hin, wenn fair-fish ihm vorschlägt, wie er mit einem kleinen Bruchteil dieser Summe ein offenkundiges Problem lösen könne. Und: Da konzentriert sich die öffentliche Aufregung darauf, wie in jener Fabrik (nicht) betäubt und getötet wurde – über das «Leben vor dem Tod» der geplagten Fische dagegen kaum ein Wort.

Positiv immerhin, dass mehr Menschen nun ahnen: Fische sind keine Ware, sondern leidensfähige Lebewesen. Positiv zudem, dass ein Kantonstierarzt früh intervenierte, hartnäckig aufs Tierschutzrecht pochte und von seiner Regierung unterstützt wurde. Klares Zeichen an künftige Erbauer grosser Fischfarmen: Nicht alles geht.

Weltweit wächst die Fischzuchtindustrie rasant; bald jeder zweite Fisch wuchs in Zucht. In der Schweiz deckten bisher eher kleinere Teichbetriebe zwei Prozent des inländischen Fischkonsums.

Nun schiessen Projekte für mehrere Tonnen Fisch pro Tag aus dem Boden, mehr als alle bisherigen Züchter zusammen produzieren.

Dass Fische in Zuchten tierschutzkonform um ihr Leben gebracht werden, muss vorausgesetzt werden. Es ist international «state of the art», Fische zu betäuben und rasch zu töten; anders als beim Fischfang ist das in Zuchtbetrieben relativ einfach zu erfüllen.

Viel schwieriger hingegen ist es, eine Anlage so einzurichten, dass Fische ihrer Art entsprechend leben können. Während ein Fischer erst im letzten Moment ins Leben eines Fisches eingreift, bestimmt der Züchter die Genetik der Tiere, deren Lebensraums, das Futter und nicht selten gar über Tag und Nacht.

Ein Züchter richtet sich dabei nach der Erfahrung, was drin liegt, damit ein Geschäft draus wird und kein Verlust. Dabei geht's weniger ums Tier als um dessen Gesundheit: auf dass es schön Fleisch ansetze und nicht vor der Zeit sein Leben lasse. Doch einem gesunden Tier muss es noch lang nicht wohl sein. Die meisten Zuchtfische teilen sich enge, reizlose Becken mit lauter gleichaltrigen Fischen der selben Art; ein Rückzug vor dominanten Artgenossen ist kaum möglich. Stress und Öde tagein, tagaus. Qualität?

Die Gefahr, dass grosse, moderne Anlagen den Bedürfnissen der Fische noch weniger Rechnung tragen, ist real. Indoor-Kreislaufanlagen wie «Melander» halten die Fische oft noch dichter, als dies in offenen Becken üblich ist. Denn höhere Besatzdichten bringen mehr Rendite.

Trotz neuer Tierschutzverordnung fehlen verbindliche Vorgaben, wie man Fische züchten und halten darf. Vollzugsbeamte, Fischzüchter und vor allem neue Projekte wissen nicht, was wirklich gilt. Dem kann mit einer Verordnung des Bundesamts für Veterinärwesen abgeholfen werden – doch das Amt sieht «keinen Handlungsbedarf». Melander tot, Problem gelöst: So sieht man das wohl in einem Bundesamt, das in Sachen Fischzucht bisher nichts als Rechtsunsicherheit produziert hat. Kein Wunder, dass zwei neue Zuchtprojekte bei fair-fish um Rat anklopfen.

Der beste Rat: Runter mit dem Fischkonsum! Mehr als ein- bis zweimal Fisch im Monat gibt unser Planet nicht her. Die meisten Zuchten plündern die Meere – sie verfüttern drei- bis achtmal soviel Fisch, wie sie uns auf den Teller bringen... Auch aus dem Meer stammen jene Mikroalgen, welche die Fische mit Omega-3-Fettsäuren versorgen. Die Algen lassen sich züchten und decken den menschlichen Tagesbedarf direkt. Fisch muss niemand essen, um gesund zu bleiben. Fisch ist Luxus für besondere Tage. **Heinzpeter Studer**